

27]

(Nachdruck verboten.)

Im Kampf für Rußlands Freiheit.

Wir nahmen auf ein paar Balken Platz, schauten uns gegenseitig an und lachten laut auf. „Vieles ist mir passiert, aber wie ein Kaskader bin ich doch noch nicht gereist“, sagte Abramoff.

Wir brauchten nicht lange zu warten. Eilig kam der Schaffner wieder, mit einem kleinen, vieredigen Kasten in der Hand. Wahrscheinlich hatte er seinen Dienst beendet und wollte nun ausruhen. — Er führte uns über den Hof auf die Straße hinaus. Wir begegneten keinem Menschen. Auf der einen Seite der Straße zog sich ein langer Zaun hin, der den Güterbahnhof abschloß. Auf der anderen lag eine Reihe kleiner, einstöckiger Häuser. Vor einem Hause blieb der Schaffner stehen und sagte: „Ich führe Sie hier zu meinem Schwager. Dort können Sie sich ein wenig ausruhen und dann weiterreisen“.

Wir gelangten durch den Hausflur in ein geräumiges Zimmer. An einem großen Tisch saßen ein härtiger Mann mit gutmütigem Ausdruck und zwei Knaben von acht und zehn Jahren.

„Bruder, ich habe Dir Gäste gebracht! Nimm sie auf. In Genitschek haben die Leute die Arbeit niedergelegt, und mit Mühe und Not ist es diesen hier gelungen, zu entfliehen. Du kennst ja unsereinen. Wenn er sich betrinkt, kennt er keine Grenzen und kann guten Menschen, die ihm nichts getan haben, Schaden zufügen. Unsere Gäste wollen mit dem Passagierzuge weiterreisen“.

„Seien Sie mir willkommen! Nehmen Sie Platz. Meine Frau holt gerade Milch und kommt gleich zurück“, sagte unser Wirt. „Sie wird Ihnen etwas zu essen geben“.

Wir wußten nicht, was unser Kamerad dem Schaffner von uns erzählt hatte, und mußten daher vorsichtig sein, um uns nicht zu verplaudern. Das Gespräch zog sich langsam hin und berührte nur ganz allgemeine Dinge.

Die Frau des Hauses kam bald, begrüßte uns und brachte Tee, Brot und Butter. Während des Essens wurden uns hin und wieder Fragen gestellt, wer wir seien, was wir trieben usw. Ich überließ Anna Michailowna zu antworten. Ich selbst war viel zu müde, um genügend vorsichtig zu sein, und hatte keine Lust, zu lügen. Meine Freundin antwortete ziemlich wahrheitsgetreu, aber erwähnte selbstverständlich nichts von unserer Beteiligung an dem Streik.

„Sie sind wohl Juden?“ fragte unser Wirt. „Nein.“ „Ich dachte bloß, weil Sie geflohen sind, denn es gibt viele schlechte Menschen, die sich an den Juden vergreifen.“

Wir wurden dann in ein anderes Zimmer geführt, wo wir uns ausruhen konnten. Unser Wirt war Bahnmeister und mußte wohl ein leidliches Auskommen haben, wie es nach der Ausstattung schien.

„Wissen Sie, Anna Michailowna“, sagte ich, als wir allein waren. „Ich gehe jetzt zur Stadt, besorge Ihnen einen Gut, erkundige mich, wann der Zug geht, und kehre bald zurück. Ich kann es riskieren, mich kennt man nicht so genau.“

Sie waren damit einverstanden. Ich verließ sie und eilte in die Stadt. Die Käden wurden gerade geöffnet. Schnell fand ich, was ich suchte, stellte auch fest, daß wir in zwei Stunden reisen könnten, und kam zurück. Ich traf die ganze Gesellschaft wieder beim Tee an. Der Schaffner, sein Schwager und die Frau hörten stillschweigend den Ausführungen Anna Michailownas zu. Ich vernahm nur das Wort: „Wie schwer es die Armen haben.“

Also auch hier an der Arbeit. Auch hier versucht sie Propaganda zu machen, dachte ich. Mein Erscheinen unterbrach die Unterhaltung. Der Schaffner sagte seufzend: „Ja, ja, unsereiner verdient sein Brot nicht leicht, und die Bezahlung ist auch nicht gut. Sehen Sie, ich habe eine Frau und vier Kinder, muß also sechs Menschen ernähren. Die Familie lebt in der Stadt, und ich bin immer unterwegs. Ich bin sparsam, aber es kostet alles so fürchtbar viel. Die Kinder wachsen heran, und man will sie doch in die Schule schicken, damit sie etwas lernen und mehr können, als ihr Vater.“

„Das wäre ja schön“, wandte er sich an Anna Michai-

lowna, „wenn sich erfüllte, was Sie da vorhin gesagt haben; wenn die Schulen umsonst wären, und wenn unsereiner ein besseres Gehalt bekäme.“

„Ja, ja,“ pflichtete auch der Bahnmeister bei, „es ist nicht leicht, zu leben!“

Ich sagte Anna Michailowna, daß wir reisen müßten. Wir verabschiedeten uns und bedankten uns herzlich bei den lieben Leuten. Ich nahm die Reisetasche und wir trotteten zur Station. „Wohin sollen wir denn zuerst?“ fragte ich. „Wir reisen am besten zu Matwei Zwanowitsch“, sagte Abramoff.

Nach einer Reise von sieben Stunden kamen wir an. Matwei Zwanowitsch Podjarin war im Statistischen Amt angestellt und ein guter Freund von uns. An seine Adresse wollte Maximoff uns weitere Nachrichten senden. Wir waren sehr schnell untergebracht und erzählten unserem Freunde alle Vorgänge der letzten Zeit, worauf er meinte: „Wißt Ihr, es ist doch besser, Ihr bleibt nicht hier. Ich bin nicht mißtrauisch gegen Maximoff, aber er kann jeden Moment verhaftet werden; sie finden dann meine Adresse bei ihm und suchen Euch hier.“

Wir sahen das auch ein und reisten nun zu Anna Michailownas Schwager, der Arzt in einer sehr weit entfernten kleinen Stadt war. Es war eine beschwerliche Fahrt. Bierzig Stunden Eisenbahn, dann mit dem Dampfer einen halben Tag und sechzig Kilometer mit Pferden.

Die Schwester Anna Michailownas freute sich über unseren Besuch sehr, ihr Schwager aber nicht besonders.

„Nun haben wir einen schönen Sommeraufenthalt“, sagte Anna Michailowna am nächsten Tage. „Das ist ja keine Stadt, es ist eigentlich nur ein großes Dorf. Hier können wir uns tüchtig erholen.“

Ueber eine Woche verging in vollständiger Untätigkeit. Wir lebten nur unserer Gesundheit, machten große Spaziergänge und lasen fast gar nichts. Wir hatten noch keine Nachricht von Maximoff, und aus den Zeitungen konnten wir auch nichts erfahren, denn da stand kein Wort über den Streik. Wir waren in Unruhe, was wohl aus Andreeff und seinem Bruder geworden sei, und telegraphierten an Matwei Zwanowitsch, er möge doch etwas zu erfahren suchen und uns berichten.

Erst leise, dann aber stärker und stärker regte sich in uns allen das Verlangen, einmal ohne jede Gefahr auszuruhen. Anna Michailowna sagte oft: „Es wäre gut, wenn wir über alles Gras wachsen ließen und ins Ausland reisten; dann könnten wir mit Petroff und seiner Frau eine schöne Zeit verleben, gestärkt wieder zurückkehren und mit neuen Kräften weiter arbeiten.“

Ich hatte schon gleich nach unserer Ankunft an meinen Bekannten geschrieben, auf dessen Namen in der Bank der Rest des kleinen Vermögens, die paar hundert Rubel, lagen. Ich sah, wie nervös und abgespannt Abramoffs waren. Mit angegriffener Gesundheit würde aber jede Arbeit nur halb gemacht werden können. — Ich mußte mich freilich darauf gefaßt machen, zwei bis drei Wochen auf das Geld warten zu müssen. Mein Bekannter war meistens auf Reisen. Bis der Brief ihm nachgeschickt würde, verging eine Zeit, und wenn er auch gerade zu Hause war, so nahm es doch mehrere Tage in Anspruch, nach Moskau zu schreiben und die Bank zu beauftragen, das Geld hierher zu senden. Seit aber Anna Michailowna öfter den Wunsch ausgesprochen hatte, einmal, wenn auch nur kurze Zeit, ganz und gar auszuruhen, und Abramoff drängte, er möge doch seinen Verleger bitten, ihm telegraphisch das Honorar zu überweisen, so depeßierte ich an meinen Bekannten, er möchte mir aus seinen persönlichen Mitteln die Restsumme zusenden.

Es war höchste Zeit, daß wir abreisten. Wir alle litten an Schlaflosigkeit, und unsere Nerven waren stark überreizt.

Eines Tages kam ein eingeschriebener Brief auf den Namen des Arztes für uns an. Wir hofften, es sei das ersehnte Geld, aber es war nur ein Bericht von Matwei Zwanowitsch.

Maximoff sei in der Nacht, in der wir abreisten, verhaftet worden, Andreeff und sein Bruder säßen auch im Gefängnisse, und wir würden überall gesucht. Er riet uns, so bald als möglich unseren Aufenthalt zu wechseln.

„Donnerwetter! Die Kerle haben verflucht gut gearbeitet“, meinte Abramoff, „jetzt heißt es schnell handeln. Wir können hier nicht länger bleiben.“

Ich eilte auf die Post und sandte an meinen Bekannten eine Eildepesche, schickte auch eine andere Depesche an den Verleger Abramoffs ab. Jeden Tag mußte das Geld eintreffen. Es vergingen aber acht oder zehn Tage, — wir verzehrten uns fast vor Unruhe. Sogar Anna Michailowna, die sonst so ruhig war, wurde nervös und gereizt.

Endlich, nach drei Wochen, traf das Geld von meinem Bekannten ein. Wir waren glücklich und bestellten sogleich Pferde.

Am nächsten Morgen ganz früh wollten wir zur Landungsstelle fahren. Wir packten unsere Sachen und legten alle Drucksachen, die wir von Matwei Iwanowitsch zurückbekommen hatten, in einen Korb, den wir irgendwo zur Aufbewahrung abgeben wollten. — Lachend und scherzend warfen wir uns beim Einpacken die Kleidungsstücke zu: „Wir reisen“, rief Anna Michailowna, „Gott sei Dank! Wir haben so viel Geld, daß wir lange Zeit im Auslande bleiben können.“ „Lange wird es nicht reichen“, meinte ich. „Aber das schadet nichts. Wir können arbeiten und werden schon etwas verdienen.“

Vor dem Abendbrot machten wir noch einen weiten Spaziergang und kehrten hungrig zurück. Sogar unser Wirt war froh gelaunt, denn wir sollten ja morgen abreisen, und er war die Sorgen los. Wir hatten auf der Veranda gegessen und gingen ins Wohnzimmer hinüber, wo wir Tee trinken und unsere Sachen weiterpacken wollten.

(Fortsetzung folgt.)

Im Dorfe.

Von M. Arzbaschew.

Autorisierte Uebersetzung von Paul Varhan.

I.

Die Sonne war im Untergehen, und die Dächer der Hütten erschienen golden; auf den Weg und die Gemüßbeete legten sich lange, grüne Schatten. Die weißen Blusen der Soldaten und die dunklen, großen Pferde verliehen der Straße ein eigenartiges und unruhiges Bild. Der Kornet Tscherlassow schlenderte in seinen hohen Lackstiefeln durch die Straße und spähte mit neugierigen, rauschen Blicken über das Baumgestüch hinweg nach den Höfen und den Gärten. Hier war es lautlos und leer. Die dunklen Fenster blickten gleichsam erblindet und geheimnisvoll auf die Straße, während die verstaubten Scheiben das Gesicht und den weißen Sommerwaffenrock Tscherlassows widerspiegeln, und in den grünen Gemüßgärten standen, als hätten sie etwas zu verheimlichen, Steppengras, Reihen von Kohl und Sonnenblumen, die ihre gelben Köpfe kaum merklich bewegten. Auch auf den Höfen war niemand zu sehen, und es war, als wären sie alle, die Soldaten, die Offiziere, die Pferde, mit ihrem Lärm, ihrem Schwirren und ihrer Bunttheit nach einem ausgestorbenen, verödeten Ort geraten.

Tscherlassow wußte auch recht gut, wieso es gekommen: die ganze Bauerngemeinde hatte noch vor zwei Stunden, da die Sonne hoch stand, weit von hier, sie dort hinter jenem jungen Birkenwäldchen, der von hier kaum sichtbar, erwartet. Eine mächtige, dunkle, staubbedeckte Masse stand am Wege und über ihr bewegte sich drohend und glänzte in der Sonne ein Wald Sensen, Heugabeln, Keulen, Aerte, die mit neuen, langen Stielen versehen waren. Alsdann setzte sich die Eskadron, hohe Staubwolken aufwirbelnd, über das lockere Ackerland in schweren Galopp. In der Sonne blitzten, sich schlängelnd, die Säbel, und die Masse zerstob unter Geheul, Gepolter und Gekirr die Abhänge hinab, über den Sumpf, über den unter den fließenden trachenden Saum des Birkenwäldchens. Und hinter ihnen blieben auf dem Rasen und im Staube glänzende Sensen und Aerte und sich bald aufrichtend, bald wieder zusammenbrechend wanden sich graue Bauerngestalten mit Staub und Blut bedeckt.

Tscherlassow selbst galoppierte auf dem rechten Flügel und drängte mit seiner Abteilung die Masse nach den roten Fabrikgebäuden zurück, die hinter dem Gehölz zum Vorschein kamen. Das Galoppieren hatte ihn hingerissen und seine Augen glänzten led und unheimlich. Eine lede Jagdstimmung hatte ihn erfasst, so daß er sogar seine weißen, gesunden Zähne zeigte, gleich einem ledernen jungen Hund. Er selbst jedoch schlug nicht drein. Tscherlassow hatte seiner Braut, einem zerbrechlichen, eingeschüchterten Wesen mit dunklen, traurigen Augen, sein Ehrenwort gegeben, daß er nicht dreinhauen wird, ja, ihm selber war es widerlich und schrecklich. Und wenn vor der Schnauze seines Pferdes ein staubbedeckter grauer oder schwarzer Kopf auftauchte, schwang er über ihm krampfhaft den Säbel, und wenn vor ihm oder neben ihm ein fremder Säbel niederfauste, stellte sich Tscherlassow, als sähe er es nicht, wie es mit den Armen um sich schlug und ein

grauer, blutender Rücken plump und schwer auf das Gras niederpurzelte.

Ein Teil der Bauern wurde in den Fabrikhof gedrängt, wo man sie zu peitschen begann, der andere Teil wurde nach dem Wald gejagt. Tscherlassows Abteilung wurde zusammen mit einer zweiten geschickt, das Dorf zu besetzen.

Wie oft war schon Tscherlassow mit dem Regiment durch Dörfer gezogen. Die Reihen der Pferde und der Mannschaften schlängelten sich in die schmalen, niedrigen Straßen, und alle Bäume, Tore und Gassenenden waren dicht besetzt von weiß-roten Schwärmen kreischender Kinder und lichernder, schnellläufiger Mädel. Damals war es stets spähig und angenehm. Man hatte Lust, schmutz im Sattel zu sitzen und zu scherzen. Jetzt dagegen waren die Gassen totentleer und nur auf den Höfen schlugen die unruhig gemachten Hunde an. Darin lag etwas Ungewohntes, Sonderbares und rief im Innern etwas tastend Suchendes und aufgeregtes Grausames hervor.

II.

Tscherlassow bog um die Ecke und stieß plötzlich auf einen Haufen Soldaten. Sie waren abgesehen und standen umher in ihren weißen Blusen, während hinter ihnen die hohen, dunklen Pferde am Hügel mißtrauisch die Ohren spitzten. Etwas unerwartet Sonderbares und Heimliches schlug Tscherlassow in die Augen. Ein hoher, blonder Dragoner hielt zähnefletschend und fluchend ein Bauernmädchen an den nach hinten gebundenen Armen, während ein zweiter Soldat hastig und brutal ihr das Hemd und den Rock vom Leibe riß. Das Mädchen hatte die Zähne zusammengebissen und wand sich mit fliegenden Böpfen. Ihre dunklen, nackten Schultern schimmerten.

„Ah, so, so! . . . Tüchtig! . . . Nieder mit ihr!“ . . . schrien die Soldaten grinzend und joshend.

Im ersten Augenblick schoß es Tscherlassow durch den Kopf, er müsse sich auf die Soldaten stürzen und sie ansprechen. Doch etwas Brennendes, etwas eigentümlich Frieckelndes hielt ihn zurück.

„Halt, halt, ich werde Euch mal zeigen, wie mans bei uns macht in Tishys.“ Ein schwarzer dicker Dragoner stieß den Polen weg und packte das Mädel an den runden festen Armen, er drückte sie nieder und warf sie auf die Knie.

„Sieh mal, so wirts in Tishys gemacht.“ Der Tatar packte schnaufend das Mädchen an den Hals und drückte ihren Kopf gegen den Boden. Sie lag auf den Knien, die Stirn in den Staub gedrückt, während der Tatar sich von hinten auf sie warf. — Das Mädel stieß kurze und durchdringende Schreie aus, versuchte sich loszureißen, indem sie das Gesicht gegen den Staub rieb.

„Halt, halt!“ brüllte der Tatar augenglühend. Er verbreitete um sich einen starken Geruch heißen erregten Schweißes.

Die Soldaten heulten und gröhlten vor Lachen.

Tscherlassow fühlte, wie in seinen Augen etwas aufstammte und die Knie zu zittern begannen. Das Gesicht des Mädels konnte er nicht sehen, doch ihre schlanken, runden Beine stachen ihm in die Augen.

„Weiß der Teufel, was das heißen soll“, dachte Tscherlassow mit schiefem Lächeln und achselzuckend. Es stieß ihn ab und doch erfüllte es ihn gleichzeitig mit Neugierde; und er mußte sich schämen. Er ging hastig davon und doch schielte er unsicher nach jener Seite.

Überall, auf den Höfen, in den Gärten und in den Hütten schwirrten umher die weißen Blusen und das ganze Dorf erfüllte Lärm und Lachen. Die Hunde bellten, die Hühner gaderten und dazwischen vernahm man die schreienden Rufe der Weiber. Der Himmel wurde dunkler.

III.

„Tscherlassow, Tscherlassow!“ rief ihm von einem Hofe Leutnant Reswaski zu. Dessen weißes Gesichtchen mit den geröteten Auglein und dem strohgelben nach aufwärts gewirbelten Schnurbärtchen lachte geheimnisvoll und verheißend.

Tscherlassow trat in den Hof.

„Denken Sie mal“, rief Reswaski so laut, als schrie er über einen Fluß hinüber. „Wir haben eben da drüben im Garten zwei Mädeln aufgehabelt. Mädeln — sage ich Ihnen —“ Reswaski schmalzte mit den Lippen. „Sie sind uns aber ansgekniffen. Dort-hin, in die Hütte hinein. Na, allons!“

Als Tscherlassow nahe an ihn herangekommen war, merkte er, wie des Leutnants Gesicht unnatürlich bramte und seine Augen feucht glänzten.

„Die eine trage ich, die andere Sie. Na, abgemacht? . . . Was? . . .“ rief der Leutnant.

„Nun, lassen's gut sein“, entgegnete Tscherlassow schwach und fühlte, wie eine süße, wühlende Neugierde seinen Körper spannte.

„Ach, was! . . . Quatsch! . . . So wie so kriegt's die Mannschaft! . . . Sie können noch zufrieden sein . . .“ Es muß ihnen doch lieber sein, wenn Herrschaften . . . dazu noch Offiziere! . . . Na, Marsch!, Reswaski machte eine sorglose Handbewegung!

Tscherlassow lächelte verlegen und folgte ihm auf den Balkon. Er hatte sich noch nicht gestanden, wozu er gehe, es war ihm jedoch, als ob es hier kein Zurück mehr gebe.

Im Flur war es dunkel und roch nach Schöpfen.

„Halt! . . . Teufel, was soll denn das!“ rief der Leutnant erschreckt.

Tscherlassow blidte hastig über dessen Schulter hinweg.

Etwas Weißes, Langes und Bitterndes kroch auf sie los. Im ersten Moment konnte man nicht unterscheiden, was es zu bedeuten

hätte, und Entsetzen ergriff die Offiziere. Jedoch im nächsten Augenblick rief Reswazki erleichtert und verwundert: „Das ist ein Alter!... Pfui, Teufel!“

Der Alte, ganz weiß und unheimlich, kroch auf dem erdigen Boden ihnen entgegen. Die knochigen und gekrümmten Hände gruben sich mit Anstrengung gegen die Erde und die Beine schlotterten kraftlos hinterher. Er blickte von unten Reswazki gerade in die Augen und der Blick seiner halberstorbenen, tief hinter dichten weißen Brauen liegenden Augen war geradezu grauenhaft. Sobald er bei der Tür angelangt war, klammerte er sich plötzlich an den Pfosten und richtete sich zitternd und schwankeud daran auf. „Kum, was soll das?“ brachte Reswazki blöde und verwirrt hervor. „Lass mal, Du...“

„Zurück, versuchter... Ich lasse Dich nicht“... krächzte der Alte mit weit ausgebreiteten Armen. „Wohin, versuchter!“

Für einen Moment trat Reswazki zurück, jedoch in seinen Augen bligte es erschlagen und grausam auf. Er duckte sich, als wollte er einen Anlauf nehmen, und schlug plötzlich mit einer diebesartigen Bewegung den Alten mit dem Säbelgriff auf den alten, schmutzigen Schädel, der wie ein irdener Topf anschlug.

„So... so!“ zischte der Leutnant böshaft. Des Alten Augen schienen tomisch und unheimlich aus den Höhlen zu springen, er stöhnte auf, schwanke auf und nieder und stürzte rücklings nach dem Flur.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Meister Hämmerlein in der Natur. Eine Anregung, die mancher Naturfreund beherzigen wird, gibt der „Kunstwart“.

„Der Naturfreund“, schreibt er, „sahndete auf den ersten Schmetterling, bemerkte die Ankunft der Stare, und legte seiner Meditation den ersten Waisäfer auf den Tisch. Er benahm sich der Natur gegenüber wie ein bevorzugter Gast, wie ein intimer Hausfreund, und das Volk der Laien sah auf ihn mit unerkennbarem Respekt. Aber er ist starr am Aussterben. Die Freundschaft mit der Natur hat ihren aristokratischen Nimbus eingebüßt, ist vollstümlich geworden, herb und gewaltig dabei, die Jahreszeit spielt keine Rolle mehr. Winters wie Sommers drängt das Stadtvolk in schwarzen Schwärmen aus dem Tor und weithin übers Land hinaus. Gut und schön. Kein Sturm und auch kein Regen schützt die Blume auf der Wiese, schützt den Wald vor der Vererbung, vor der Schmückung durch Stullenpapiere, Eierhählen und Flaschenscherben. Es sind regelrechte Raubzüge, diese freundschaftlichen Besuche der städtischen Herrschaften bei der Mutter Natur, die in unendlicher Langmut immer wieder ergänzt, verjüngt, und den Tisch mit ihren holden Gaben Jahr um Jahr aufs neue bestell und schmückt.“

Aber unererschöpflich ist am Ende keine lebendige Kraft auf dieser Erde, und so wird auch der grüne Wald und die blühende Wiese larger gerade an den schönsten und daher begehrtesten Gaben. Die Natur seufzt mit Recht: Ihr nehmt mir, aber Ihr gebt mir nichts. Ihr verwundet, aber Ihr heilt nicht. Und doch könnte und sollte jeder Jaungast tun, wie der verstorbene Heinrich Seidel tat, der, ein stillerer Naturfreund alten Schlages, ein Schächelchen mit Samen seiner ranlenden Lieblingsblume auf Ausflügen stets bei sich führte und an allem Gemäuer entlang stillvergnügt seine heimliche Ausfaat betrieb. Kam er dann übers Jahr des Weges vorbei, so hatte er seine ganz besondere Freude an der erblühten Pracht. Hundert andere, die vorüber kamen, freuten sich mit. Der Naturfreund hatte als Menschenfreund gehandelt. Wenn nun jeder dritte, jeder zehnte Ausflügler ähnlich verführe, an heimlichen Waldwinkeln und beschaulichen Philosophenwegen, wo die Sonne lagert und die Vögel singen — war da die Welt nicht noch schöner? „Und ein Garten das Land!“ singt Schumann.

Sofern es die Polizei erlaubt. Denn der können freilich die einsamsten Rauewege nicht blüheblau und frei genug von „Untrout“ sein. Sucht z. B. der Rosenstrauch über den Baum auf die Straße hinaus oder klettert gar ein fürwibiger wilder Wein nur einen Meter hoch an die Telegraphenstange, so kommt der Beamte und duldet das nicht. Bei Bekannten von uns hat er sogar schon gemahnt, weil der Esen durchs Geländer hinausgudte. O gepreicene Ordnung! Wofür zahlen wir auch sonst unsere Gemeindefiscern?“

Theater.

Lessing - Theater: Gastspiel von Emanuel Reicher. Während Brahm mit seiner Truppe den Amsterdamer die deutsche Literatur von Hauptmann bis Girschfeld vorführt, hat Emanuel Reicher in das Theater, das sonst Ibsen und Hauptmann geweiht ist, Sardou eingeschmuggelt. Acht Tage schwingt Reicher als Direktor und Protagonist das Scepter. Er spielt sein eigenes Jubiläum. Vor 17 oder 18 Jahren hat er im Residenz-Theater als Campanello sich Verlin erobert, und jetzt spielt er wieder den Campanello. Vor zehn Jahren oder auch zwölf habe ich ihn in der gleichen Rolle in Wünnchen gesehen. Zug für Zug war mir diese mit der Liebe eines Genremalers so überaus charakteristisch herausgearbeitete Gestalt im Gedächtnis geblieben. Der deklassierte Aristokrat, der auch als Versicherungsinspektor Faltung und Manieren aus besseren Tagen sich bewahrt hat, der verbrauchte Lebemann, dem sich neue Perspektiven eröffnen und in dem noch einmal alle

Reigungen zur Galanterie wiedererwachen, wo doch keine Aussicht mehr besteht — diese löstliche Figur wird unter Reichers Händen leibhaftige Wirklichkeit. Ein charmanter Liebhaber mit der Gicht in den Gliedern, ein Brack, das das hohe Meer noch kühn befahren möchte, ein Mann, der den Frauen vier Millionen opferte und dessen Abelsprädikat jetzt von einer reich verworbenen Kokotte erkauf wird. Behmütige Ironie und leise Tragik umspielt Reichers Campanello. Und er ist in den 18 oder 12 Jahren derselbe geblieben. Um dieser Charakterfigur willen nimmt man Sardous technisch sehr sauber gearbeitetes Stück — die Marquise — gern mit in den Kauf. Ja, man ist geneigt einen Zeitspiegel aus der dritten Republik darin zu erblicken, und sagt sich nach den trüben Theatererfahrungen der letzten Jahre, es ist auch abgesehen von Sardou noch nicht das schlechteste. Von Sardous Theaterware ist die „Marquise“ sogar immer noch eines der genießbarsten Stücke.

Bei Gastspielen ist man nicht verwöhnt. Jrgend ein Lunterbunt zusammengewürfeltes Ensemble, keine gründliche Einstudierung usw. Reicher wollte seine gastspielenden Kollegen durchaus nicht über treffen. Im Gegenteil. Das andere kann man sich denken. Nur Herr Lind fiel etwas aus der Rolle, indem er den tölpelhaften Bauernallen treffend chargierte. Fräulein Hartwig (als reichgewordene Sängerin Rhodia) mag eine gute Schauspielerin sein, für diese Rolle einer „echten Pariserin“ fehlten ihr indes manche Qualitäten.

Hygienisches.

kfg. Modernes Rettungswesen in Großstädten. Jene Bewegung, die als modernes Rettungswesen bezeichnet wird, ist ohne Beteiligung der Aerzte nicht möglich. Letztere sind die wichtigsten und natürlichen Sachverständigen in dieser Frage. Das bedingt aber auch andererseits die Pflicht, an den Arbeiten regen Anteil zu nehmen. Nach Generalarzt Dr. Düms wurden dahin gehende Bestrebungen in Deutschland hauptsächlich durch drei Momente in Fluß gebracht: 1. Gründung der vorbildlichen Wiener freiwilligen Rettungsgesellschaft; 2. durch die Verbreitung des Esmarcschen Samaritergedankens, in dem der Inhalt des letzteren auf eine breitere Basis gestellt wurde; und 3. durch die sozialpolitische Gesetzgebung, durch die das Recht des verunglückten und kranken Arbeiters auf Hilfe sanktioniert wurde und die Pflicht des Gefunden zu helfen einen nicht minder eindringlichen Ausdruck fand. Leider haben sich die Aerzte, wie aus den Ausführungen des Genannten in der Medizinischen Gesellschaft zu Leipzig („Münd. Mediz. Wochenschrift“) hervorgeht, in Anfang nicht überall, wie es wünschenswert gewesen wäre, mit dem gleichen Interesse in den Dienst dieser neuen Bewegung gestellt. Gerade die verschiedenartigen Organisationen des Rettungsdienstes in den Großstädten sind Zeugen hierfür in dem Sinne, daß überall, wo Aerzte die Leitung gleich von Anfang an in die Hand genommen haben, auch alle die Forderungen erfüllt sind, die an diese Organisationen gestellt werden müssen. In Leipzig ist zuerst in Deutschland eine solche Einrichtung an der Hand der Gründung der jetzigen Rettungsgesellschaft am 6. Juni 1882 geschaffen worden, an deren Sanitätsräten die Beteiligung allen Aerzten der Stadt zustand und die sich dank der tätigen Mithilfe und Unterstützung seitens der Stadtverwaltung aus bescheidenen Anfängen bis zu ihrer jetzigen Ausdehnung entwickelt hat. Auch die anderen Forderungen, die dann später auf dem Freiburger Aerztertag ihre Bestätigung fanden, haben von Anfang an hier gegolten. — Man kann die Städte in drei Gruppen je nach der Art der Entwicklung ihres Rettungswesens einteilen. In der ersten — und dies sind in der Hauptsache die Großstädte — liegt es in den Händen von Aerzten und entspricht den Grundsätzen, die auch v. Bergmann für das Berliner Rettungswesen aufgestellt hat. Die zweite Gruppe umfaßt solche Städte, wo das Rettungswesen an die Feuerwehren mit oder ohne maßgebenden ärztlichen Einfluß angegliedert ist, und in der dritten sind auch die Organe der öffentlichen Sicherheit an dem Rettungswesen beteiligt. — Nach Düms sollen auch die Aufgaben einer sachgemäßen Krankenbeförderung, mit der jede Rettungsorganisation verbunden sein muß, ausgeprochen ärztliche sein, ebenso wie der Arzt mit seinen Erfahrungen bei den Fragen der Krankenernährung und Krankenunterkunft mitzuarbeiten hat. Die Organisation des Rettungsdienstes kann aber nur dann prompt funktionieren, wenn die einmal übernommene Pflicht zur Mitarbeit seitens des Arztes so gesichert ist, daß keine Verzögerung in der Hilfeleistung eintreten könne, denn jede Hilfe ist in demselben Maße bei Unglücksfällen wirksamer, je rascher sie einsetzt. Ein festes Schema für die Organisation gibt es nicht, sondern es ist Aufgabe der Sachverständigen, sich den jeweiligen Bedürfnissen anzupassen, wobei die Krankenhäuser, wenn sie nicht zu exzentrisch gelegen sind, die natürlichen Anknüpfungspunkte bilden.

Verkehrswesen.

Der Petroleumomnibus. Der Ingenieur Beaumont hat vor dem Institut der Maschineningenieure in London einen Vortrag über Rotoromnibusse mit Petroleumbetrieb gehalten, dessen Inhalt eine deutliche Vorstellung davon gibt, mit welcher reizenden Geschwindigkeit sich der Rotoromnibus aus dem Stadium des Experiments zu einer ausgedehnten praktischen Wichtigkeit entwickelt hat. Beaumont äußerte selbst die Ueberzeugung, daß kein Beispiel lehrreicher sein könne, als die Anpassung des Petroleummotors von hoher Geschwindigkeit, starker Kraft und geringem Ge-

wächt an die schwere Arbeit, die der Betrieb eines Omnibus auf den gewöhnlichen Straßen beansprucht. Es sind kaum vier Jahre vergangen, seit der erste Motoromnibus dieser Art in England einen regelmässigen Dienst aufnahm, und in den letzten beiden Jahren hat sich die Zahl dieser Fahrzeuge in London bereits auf 800 gesteigert, die etwa 185 Millionen Fahrgäste befördern und 150 bis 200 Kilometer täglich oder 50 000 bis 65 000 Kilometer jährlich zurücklegen. Neuerlich sehen diese Gefährte alle ziemlich gleich aus, aber in den Einzelheiten des Mechanismus und in der Bauart des Untergerüsts bestehen große Unterschiede, und vorläufig läßt sich die Zeit noch nicht absehen, in der eine einheitliche Konstruktion dafür vereinbart werden wird. Die starke Benutzung der Motoromnibusse hat den Vorteil gewährt, eine große Erfahrung innerhalb kurzer Zeit zusammenzubringen, ist aber auch recht kostspielig gewesen. Da diese Erfahrungen in England älter und daher reichlicher sind als in anderen Ländern, ist das Urteil von Beaumont wichtig, wonach doch noch sehr eingehende Versuche seitens der Ingenieure nötig sein werden, um den Motoromnibus zu einem wirklich scharfen Konkurrenten des gewöhnlichen Omnibus zu machen, namentlich auch durch Verminderung des Gewichtes und des Verbrauches an Brennstoff und der Abnutzung. —

Technisches.

Die Eroberung der Luft. Die ersten wissenschaftlichen Untersuchungen des Flugproblems, wie sie von Gelehrten der Antike, einem Abares oder Archytas, unternommen wurden, führten nur zu gewagten Spekulationen, und erst der große Pfadfinder der modernen Wissenschaft, Leonardo da Vinci, der in der allumfassenden Größe seines Genies so viele Resultate der späteren Forschung in fähiger Intuition vorausgenommen hat, stellte experimentelle Versuche an mit aus Papier gefertigten Luftschrauben und zeichnete in vielen seiner Notizbücher komplizierte Flugmaschinen auf, durch die er seinen phantastischen Traum zu verwirklichen gedachte. Doch sind praktische Versuche, die Luft zu durchmessen, die von Erfolg gekrönt wurden, erst viel später, unter der Regierung Ludwigs XIV., gemacht worden. Ein französischer Seiltänzer namens Allard kündigte damals an, daß er in Gegenwart des Königs von der Terrasse von St. Germain nach dem Wald von Bagneux fliegen würde. Vorher hatte er bereits sich über kleine Strecken durch die Luft geschwungen, aber bei diesem ehrgeizigen Versuch, vor dem französischen Hofe seine geheime Kunst zu zeigen, hatte er seine Kräfte überschätzt; er stürzte sogleich auf die Terrasse nieder und erlitt sehr schwere Verletzungen. Zwanzig Jahre nach dieser mißlungenen Probe Allards machte sich ein französischer Schlosser namens Besnier anheischig, die Luft zu durchsegeln. Er hatte sich ein paar beweglicher Flügel konstruiert, die aus zwei hölzernen Stäben bestanden, die sich an den Schultern drehen konnten und mit Musselinflügeln versehen waren. Die Stoffflügel konnten auseinandergeklappt und zusammengelappt werden, so daß sie sich beim Zurückdrehen der Holzstäbe öffneten und beim Herausdrehen zusammenfalteten. Sie waren mit Füßen und Händen wechselseitig so verbunden, daß, wenn die rechte Hand den rechten Flügel herunterdrückte, das linke Bein den linken Flügel herabzog und umgekehrt, so daß auf diese Weise die gewöhnlichen Bewegungen des Gehens nachgeahmt wurden. Besnier begann seine Versuche in sehr bescheidener Form. Er stellte sich zunächst auf einen Stuhl und sprang von dem ab, um sich mit seiner Vorrichtung in der Luft zu erhalten. Als ihm dies geglückt war, stieg er auf einen Tisch, dann wählte er zum Ausgangspunkt seiner Flugversuche eine Fensterbank im ersten Stock. Endlich wagte er sogar sich von einer Dachstube in die Luft zu erheben und segelte glücklich über das Dach eines in der Nähe gelegenen Hauses. Der Auf seiner merkwürdigen Flügel verbreite sich in der Umgegend; ein fahrender Marktchreier und Bauberkünstler kaufte sie ihm ab und produzierte sich damit auf den Jahrmärkten. Der stille und bescheidene Schlosser verfertigte sich ein paar neue und setzte seine Versuche fort. Es soll ihm sogar gelungen sein, von einem erhöhten Punkte aufstehend über einen ziemlich breiten Fluß hinwegzukommen; aber leider sind die späteren Schicksale und Experimente dieses ersten konsequenten Ergüßers des Flugproblems, der sich den Vogelflug zum Vorbild nahm, in tiefes Dunkel gehüllt. Sein erfolgreichster Nachfolger war der Marquis de Bezeville, der nach langjähriger Beschäftigung mit dem Flugproblem im Jahre 1742 ankündigte, er würde an einem bestimmten Tage von seiner Pariser Wohnung aus über die Seine fliegen und sich in den Tuilerien niederlassen, also eine Entfernung von 500 bis 600 Fuß durchmessen. Eine neugierige Menge hatte sich versammelt, und der Marquis erhob sich auch wirklich mit großen Flügeln an Händen und Füßen vom Dache seines Hauses aus in den weiten Raum. Eine kurze Strecke hindurch schien alles gut zu gehen, aber bald wurden seine Bewegungen unsicher, er schwankte und taumelte hin und her und fiel dann herab, wobei er auf das Dach einer Barke, nicht weit vom Ufer entfernt, herabkam. Er brach bei diesem Falle ein Bein und versuchte nicht mehr, sich dem ungewissen Element der Luft anzuvertrauen. Einige Jahre später er fand der berühmte Luftschiffer Blanchard eine Flugmaschine, die mit vier großen Flügeln ausgerüstet war. Aber Blanchard übergab dieses Modell niemals der Öffentlichkeit, da es ihm nicht gelang, die Flügel in so rasche Bewegung zu bringen, daß sie den Wagen fortzudringen konnten. Zahlreiche Versuche mit Vorrichtungen, die sich an die Flugart der Vögel angeschlossen, sind dann von 1750 bis 1850 unternommen worden. Mehr durch ihren tragischen Tod, als durch

ihre Leistungen erregten Letzt und de Groof Aufsehen. Im Jahre 1868 konstruierte Charles Spencer einen Flugapparat, mit dem es ihm gelang, eine kurze Strecke von 120 bis 130 Fuß in der Luft zu durchmessen. Doch die eigentliche moderne Bewegung der Flugversuche, die jetzt so große Erfolge schon zu verzeichnen hat, beginnt erst mit dem Deutschen Otto Lilienthal, der zwar bei seinen kühnen Experimenten im Jahre 1896 den Tod fand, dessen Erfahrungen aber dann von anderen ausgenutzt wurden. —

Humoristisches.

— Die Untersuchungskommission. Staatsrat Eskroliewitsch: Ich eröffne die Sitzung. Durch den Willen Sr. Majestät sind wir zusammenberufen worden, um die Ursachen des Dedensinsturzes im Duna-Palais zu ermitteln und die Schuldigen festzustellen. Staatsrat Ganevievsk: Wir werden untersuchen. Lassen wir aber dabei den wesentlichen Gesichtspunkt nicht außer Betracht. Die Hauptsache bleibt: was werden wir liquidieren. Regierungsbaumeister Nopsenski: Das wird sich bald herausstellen. Vor allen Dingen müssen wir uns solid gebaute Säle ansehen, um danach den Unterschied mit dem schlecht gebauten Duna-Palais beurteilen zu können. Nehmen wir also den Adelsaal von Moskau in Augenschein. Ein Bilet nach Moskau kostet — für uns — 2000 Rubel; und da wir sechs Mitglieber sind . . . Staatsingenieur Kleptomanoff: Sechsmal zweitausend macht 40 000, eine Null daran macht 400 000 Rubel, die werden liquidiert. Staatsrat Eskroliewitsch: Ich bitte, in die Materie einzutreten. Der Umbau des Zaurischen Palais hat 1800 000 Rubel gekostet. Diese Summe verteilt sich folgendermaßen: Für den Bau verausgabte 5000 Rubel, in die Tasche des damaligen Architekten gestoffen 600 000 Rubel — wo ist das Uebrige geblieben? Regierungsbaumeister Nopsenski: Das Uebrige ist bereits für uns selbst hypothetisch sichergestellt worden, damit nichts Belastendes ermittelt wird. Staatsrat Brigantievsk: Viel zu wenig! Wenn dabei nicht mehr herauskommt, ermittle ich doch etwas! Und dann kann es den verbrecherischen Vauleitern übel ergehen! Staatsrat Ganevievsk: Das will ich meinen; die werden womöglich noch zur Zwangsarbeit nach Monte Carlo deportiert werden! („Luftige Blätter.“)

Notizen.

— Gorkis „Nachtasyl“ wird am nächsten Sonntag von der Truppe des Kleinen Theaters im Lessing-Theater aufgeführt. — Pepi Glöckner in Berlin. Eine Wiener Truppe mit Pepi Glöckner als Soufrette wird im Juni und Juli mit Posen und Schwänken im Lustspielhaus gastieren. — Das Charlottenburger Schiller-Theater bereitet für die kommende Woche Hebbels „Moloeh“ vor. Dieses gewaltige Fragment wird damit zum erstenmal zur Ausführung gelangen. Den Beschluß des Abends bildet Heinrich v. Kleists Lustspiel: „Der zerbrochene Krug“. — Die III. deutsche Kunstgewerbeausstellung in Dresden hat trotz regen Besuches keinen Ueberschuß zu erzielen vermocht. Obgleich die Ausstellung über 1 1/2 Millionen Besucher in ihren Räumen sah, sind noch 80 000 M. Kosten zu decken, die aus den regelrechten Einnahmen von 755 000 M. nicht zu bestreiten waren. Staat und Stadt werden das Defizit aufbringen. — Neues deutsch-französisches Literaturabkommen. An Stelle der am 19. April 1883 zwischen Deutschland und Frankreich abgeschlossenen Uebereinkunft zum Schutze an Werken der Literatur und Kunst ist ein neues deutsch-französisches Literaturabkommen durch den deutschen Vorkämpfer und den französischen Bevollmächtigten in Paris unterzeichnet worden. — Verdünnter Byzantinismus. Ein Berliner Theater versendet folgende Notiz: Die gefristete Vorstellung beehrte die Söhne des Fürsten Wilhelm von Hohenzollern, die Prinzen Friedrich Viktor und Franz Josef, mit ihrem Besuche. War nicht der Kammerdiener auch dabei und hat er nicht dem Direktor die prinzipielle Zufriedenheit mit dem in der Pause getrunkenen Bier ausgedrückt? U. A. u. g. — Der vernagelte Regierungsrat. In den „Münch. N. N.“ erzählt jemand eine nette Anekdote vom Hl. Bureaucratius. Im Dezember des Jahres 189. mußte der Vorstand eines Amtsgerichtes wie alljährlich ein Inventarverzeichnis einreichen. Zufällig ergab es sich, daß ein Paket Nägel, das im Laufe des Jahres seiner Bestimmung gemäß verwendet worden war, selbstverständlich in diesem Verzeichnis weggelassen wurde. Ebenso selbstverständlich kam nach Ablauf der üblichen nicht allzu knappen Frist das schneidige Monitum: „Betreff: Inventar. Es ist umgehend anher zu berichten, wo die Nägel sind. K., königl. Regierungsrat.“ Der biedere Oberamtsrichter, der kein Freund vieler Worte war, schickte die Entschuldigend gegen seine Gewohnheit mit der nächsten Post zurück und begab sich besriedigt an seinen Stammtisch im Kasino. Sein Bericht lautete: „Kurzer Hand zurück. Sie sind vernagelt. J., I. Oberamtsrichter.“ Welches Gesicht der Herr Regierungsrat machte, als er diese latonische Antwort las, darüber findet sich in den Akten kein Vermerk.